

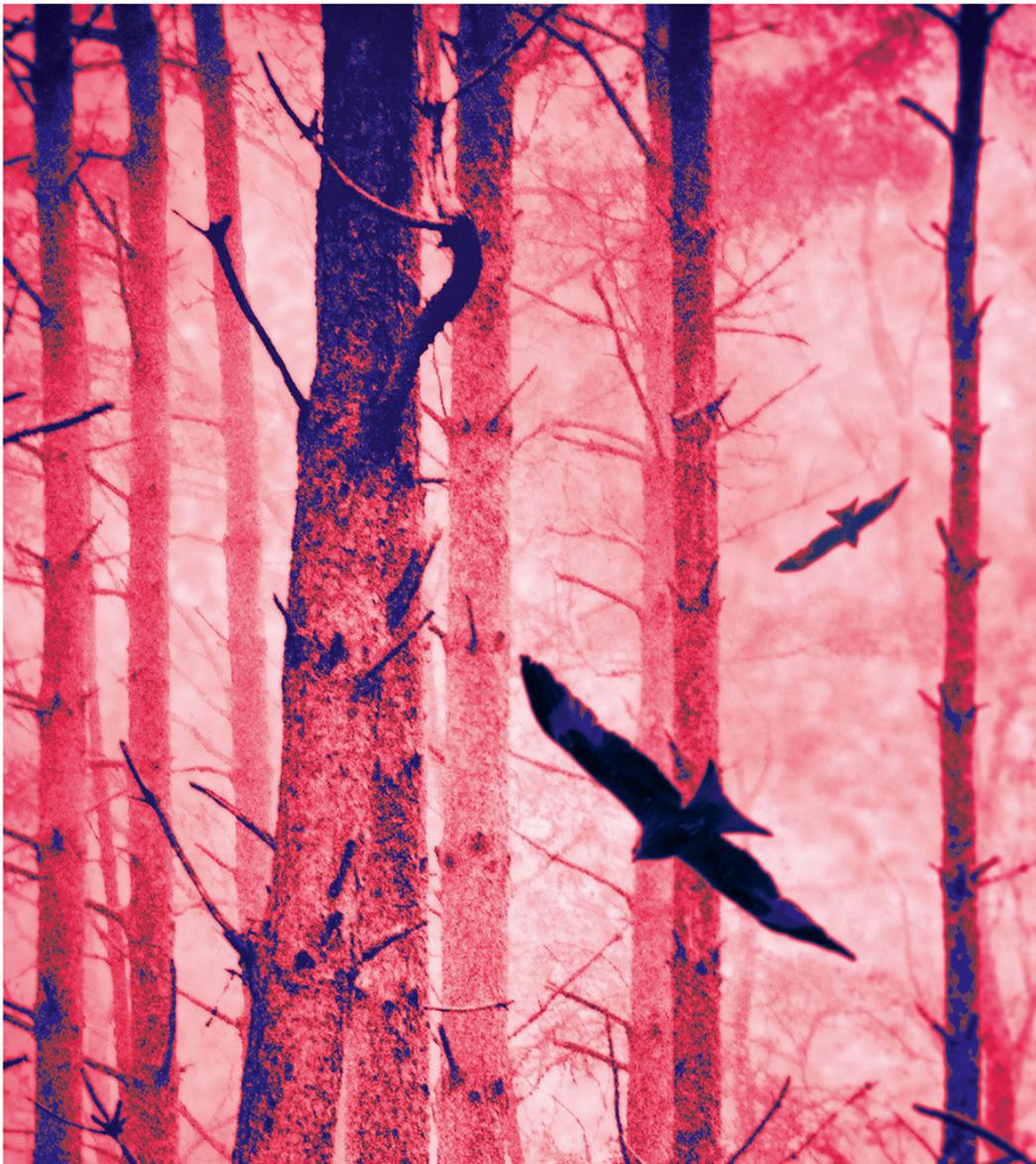


STEPHAN HAAS

BELGISCHE FINSTERNIS

Kriminalroman

emons:



STEPHAN HAAS

BELGISCHE FINSTERNIS

Kriminalroman



Stephan Haas, 1984 im belgischen Eupen geboren, hat in Aachen Neuere Deutsche Literatur, Deutsche Philologie und Geschichte studiert. Danach begann er eine Lehrtätigkeit und schloss parallel ein weiteres Studium in Betriebswissenschaften in Lüttich ab. Heute ist er in einem großen Industrieunternehmen im Personalmanagement tätig und lebt mit Frau und Kindern im deutschsprachigen Teil Belgiens.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

© 2020 Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Roy Bishop/Arcangel.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Lektorat: Lothar Strüh

eBook-Erstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-9604-1648-7

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Kai Gathemann GbR, München.

Für Hanna

Dunkelheit kann man nicht sehen. Sie ist.

Erhard Blanck

29. Juni

Prolog

Hätte Nadja geahnt, wie heiß der letzte Schultag sein würde, ihre Wahl wäre auf den Aufsatz über »Ritter und Burgen« gefallen, den ihre Lehrerin als alternative Strafe angeboten hatte. Stattdessen stand sie mit Antoine auf dem Flur, den sie gemeinsam säubern sollten.

»Jede Ecke muss glänzen«, lautete die Anweisung der alten Königs.

Wie soll das gehen, bei Fliesen aus den Fünfzigern?

Grimmig blickte Nadja den französischen Austauschschüler an, dessen hellblaues T-Shirt bereits schweißgetränkt war.

Hätte er den Zettel einfach an Isa weitergegeben, die Königs hätte nichts gemerkt!

Doch wie so oft hatte Antoine kein Wort verstanden.

Und dafür darfst du jetzt den Dreck aus den Fugen kratzen.

Während die Freundinnen sich zum Schwimmen im Freibad trafen. Verärgert schüttelte sie den Kopf und rieb sich die vom Staub brennenden Augen. Dann blickte sie auf und wies Antoine mit dem Kinn an, in Position zu gehen. Sie begann, den massiven Eichenschrank von der Wand wegzuziehen. Mit einer Sekunde Verzögerung machte es ihr Antoine nach. Nur mühsam und unter Begleitung eines nervtötenden Quietschens bewegte sich der Holzkoloss, dessen Rückwand mit unzähligen Spinnweben benetzt war, über die unverwüstlichen Fliesen.

Inmitten des Staubes kamen etliche Stifte und Radiergummis, eine alte Sporthose von Adidas und ein Buch zum Vorschein.

»Na los, komm schon! Du sammelst auf, ich kehre!«, wies Nadja Antoine an. Der Austauschschüler hob die Sachen mit spitzen Fingern auf und legte sie in einen Karton, in dem sich schon allerhand Relikte der vergangenen fünfzig Jahre Schulgeschichte befanden. Gleichzeitig begann Nadja mit der Rechten zu kehren, während sie sich den linken Arm vor den Mund hielt.

Als Antoine gut die Hälfte der Sachen aufgehoben hatte, unterbrach er plötzlich. Gereizt schaute Nadja ihn an und hörte, was er mit zitternder

Stimme sagte.

»Rie-chen.«

Sie verdrehte die Augen und schnaubte ungeduldig.

Riechen? Was will er denn jetzt riechen?

Sie hatte weder Zeit noch Lust für alberne Spielchen. Sowieso vermied sie es, mit ihm zu reden. Eigentlich wollte sie nur die Arbeit so schnell wie möglich hinter sich bringen und zu den Mädels ins Freibad. Trotzdem interessierte sie, was er meinte.

»Was redest du da?«

»Hier!«, sagte Antoine und zeigte mit der staubigen Hand auf die erste Seite des Buches, das er vor wenigen Sekunden aufgehoben hatte. »Der Junge von die Plakate.«

»Lass mal sehen«, raunte sie und riss ihm das Buch aus der Hand. Bereits im nächsten Moment stockte ihr der Atem. Denn jetzt verstand sie: Antoine wollte nichts riechen. Er hatte nur den Namen auf dem Buchdeckel vorlesen wollen – in seinem französischen Akzent.

Und zwar den Namen, der in ganz Raaffburg Gänsehaut erzeugte.

»Felix Riegen«, las sie vor, um sich selbst zu vergewissern, dass sie keiner Täuschung unterlag.

Das kann doch nicht ...

Sie bekam keine Luft. Begann zu husten. Gegen die Wand gelehnt, versuchte sie einzuatmen. Doch der Sauerstoff stoppte vor der Luftröhre, als läge dort ein verstopfter Filter. Zuerst gab sie dem Staub die Schuld, der auf dem gesamten Flur der zweiten Etage aufgewühlt worden war.

Doch sie wusste, dass es etwas anderes war.

Panisch schnellte sie um die Ecke und suchte nach der Colaflasche, die sie mitgebracht hatte. Mit zitternder Hand drehte sie den Deckel los, der auf die Fliesen fiel und davonrollte. Hastig kippte sie die schwarze Brause in den Mund. Jeder Schluck schmerzte in ihrer Brust.

Dann wischte sie sich mit dem Arm den Mund ab und ging zurück an die Stelle, wo das Buch lag. Sie nahm es in die Hand und schlug die erste Seite auf. Ihre Augen sprangen direkt auf den geschwungenen Schriftzug »Felix Riegen«.

»Was machen wir jetzt?«, fragte sie.

Ihre Hände zitterten, während sie die dünnen Seiten des Buches durchblätterte. Erst überflog sie nur ein paar. Was sie las, empfand sie als merkwürdig. Die meisten Einträge waren einfache Kürzel. Leise sprach sie nach.

»LM, CS, RB.«

Was bedeuten diese Buchstaben?

Sie tastete nach Antoine, wollte sich vergewissern, dass er da war, auch wenn sie ihn nicht mochte. Doch als sie sich umdrehte, war niemand zu sehen.

»Antoine?«, fragte sie zögerlich.

Niemand antwortete.

Sie rief noch einmal, diesmal laut: »Antooooine?«

Stille.

»Dieser Idiot hat sich einfach verpisst!«

Ihre Muskeln verkrampften, und sie hatte wackelige Knie.

Ich will hier raus!

So schwach, als hätte sie ein Virus befallen, lief sie zur Tür Richtung Innenhof und drückte die Klinke hinunter.

Verschlossen.

Da, am anderen Ende des Flurs, war noch eine Tür. Sie lief los. Aber schon nach ein paar Metern stolperte sie, und ihre Shorts rissen an einer Seite auf. Doch sie rappelte sich wieder hoch. Die Angst trieb sie an.

Du hast den Schülerkalender von Felix Riegen gefunden.

Er war der Junge, der seit fünfzehn Jahren vermisst wurde. Der Junge, dessen Vater heute noch die Kleinstadt mit den Fotos seines Sohnes plakatierte. Der Junge, der verschwand, als in Raaffburg gemordet wurde.

Sie öffnete die Tür und merkte, dass sie es nicht aufhalten konnte. Sie erbrach sich vor der Eingangstreppe. Die Luft draußen war heiß und drückend. Sie wollte ihre Mutter anrufen, doch sie musste ihr Handy oben gelassen haben.

Zurücklaufen und es holen?

Nadja presste ihre zitternden Lippen zusammen, in der Hoffnung, dass sie sich dadurch beruhigten.

Sie fühlte sich schuldig, als hätte sie etwas mit dem Verschwinden von Felix Riegen zu tun. Schweiß lief an ihr hinab. An Stirn, Achseln und Kniekehlen. Ihr Kopf hämmerte so stark, als wäre sie gerade einen Marathon gelaufen.

Los, schnell weg von hier!

Doch zunächst zwang die Übelkeit sie zu bleiben. Abrupt neigte sich ihr Körper in brutaler Eigenregie nach vorne und ließ sie noch einmal würgen.

Nach einigen Sekunden konnte sie wieder gerade stehen, wenn auch mühsam. Nach einer Weile schaffte sie es, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Und schließlich begann sie zu laufen.

Schnell wich die Hitze in ihrem Körper einer erfrischenden Kühle, die durch einige aufziehende Gewitterwolken herangetrieben wurde. Sie rannte so schnell wie noch nie zuvor. Wie im Rausch jagte sie an Passanten vorbei, ohne Gesichter wahrzunehmen.

Blass und ausgelaugt stand Nadja schließlich vor ihrem Elternhaus. Vom Anblick ihrer Tochter geschockt, rief ihre Mutter erst die Schule an und fragte aufgebracht, ob die Schulleitung erklären könne, warum zwei Kinder ohne Aufsicht Strafarbeiten in der Schule verrichten mussten. Danach wählte sie die Nummer der Polizei und teilte mit, dass ihre Tochter den Schülerkalender von Felix Riegen gefunden habe.

Eine neue Spur in einem Fall, der seit fünfzehn Jahren ungeklärt war.

Keiner wusste zu diesem Zeitpunkt, was diese Entdeckung bedeutete.

Vor allem ahnte noch niemand, dass durch diesen Fund das Böse erst erwachte.

2. Juli

Ich stand mitten im Brüsseler Berufsverkehr, als mich der Anruf erreichte, der alles verändern sollte. Es war erst halb neun, doch das Thermometer zeigte bereits achtundzwanzig Grad Celsius an. Während vor den Cafés junge Banker Cappuccino schlürften und adrett gekleidete Diplomatinen sich die Sonne ins Gesicht scheinen ließen, bescherte mir die Klimaanlage eine Niesattacke nach der anderen. Ich stand kurz vor einer Sommergrippe, wenn ich nicht schon mittendrin steckte. Laut der rau klingenden Frauenstimme im Radio sollte das Quecksilber in den kommenden Tagen nicht unter dreißig Grad sinken.

Was ich brauchte, war eine Verlängerung meiner Beurlaubung, besser noch ein paar freie Tage. Stattdessen war heute der Tag, an dem ich meine geregelte Arbeit wieder aufnehmen sollte.

Die vorangegangenen fünf Monate hatte ich damit zugebracht, das Drogennetzwerk einer algerischen Familie zu beobachten und aufzudecken. Die Familienmitglieder, wobei dieser Begriff sehr weit gefasst werden durfte, benutzten untereinander eine eigens kreierte Sprache. Unter diesen Voraussetzungen war allein die Suche nach Informationen ein Spiel mit dem Feuer. Einmal die falsche Person angesprochen oder eine falsche Form der Verschlüsselung benutzt – ich wäre direkt aufgefliegen. Die persönlichen Folgen dieses Einsatzes waren verheerend. Ich schlief schlecht, aß wenig und lebte in Isolation.

Ohne meinen Kollegen Tim de Jong hätte ich das Ganze nicht durchziehen können. Er war erst seit einem Jahr in meiner Truppe gewesen, war aber innerhalb weniger Wochen zu meinem besten Mitarbeiter avanciert. Dabei hatte er es nicht leicht gehabt unter den Kollegen, denn sein Schwiegervater war kein Geringerer als der Polizeipräsident Belgiens.

Trotz der schiefen Blicke von links und rechts war Tim immer voll bei der Sache. Ich bin mir sicher, dass er es weit gebracht hätte.

Nach vier mühsamen und relativ erfolglosen Monaten erklärte sich schließlich ein reumütiger Algerier bereit, als Kronzeuge zu fungieren. Er wollte auspacken. Vermutlich hatte der Tod seiner Tochter den Ausschlag gegeben. Alles war vorbereitet. Wir hatten bereits den Sekt kalt gestellt.

Doch dann der Schock. Eine Woche vor Verhandlungsbeginn kam unser Kronzeuge bei einem Autounfall ums Leben. Zufall oder nicht – die ganze Recherche war für die Katz. Alles in allem nur die Fortsetzung einer ziemlich frustrierenden Odyssee.

Die Wende kam unerwartet: Auf dem PC des Kronzeugen fanden wir Hinweise auf einen bevorstehenden Riesendeal am Antwerpener Hafen. Unsere Chance, an die Hintermänner zu gelangen. Und tatsächlich, die Fracht kam in Antwerpen an. Alles lief nach Plan. Wir standen kurz vor dem Zugriff, als aus einem Hinterhalt unversehens ein Dutzend Bewaffnete das Feuer eröffnete. Auch die Familie hatte ihre Hausaufgaben gemacht.

Uns blieb nur der Rückzug. Wir waren insgesamt sechzehn Leute, von denen fünf bereits getroffen waren. Ich trommelte meine Männer zusammen, mit so viel Wirbel wie möglich. Trotzdem feuerten einige weiter.

Ich schrie, so laut ich konnte.

Aber Tim hatte seinen eigenen Kopf. Er stürmte auf den Container mit den Drogen zu, hinter dem sich ein weiterer Angreifer versteckte. Während die anderen meinem Befehl folgten und nach Deckung suchten, blieb ich wie angewurzelt stehen und sah aus der Ferne das, was ich mein Leben lang nicht mehr vergessen würde.

Tim wurde von Kugeln durchsiebt, bevor sein Körper mittels eines Molotowcocktails in Brand gesetzt wurde.

Das lag nun vier Wochen zurück. Seitdem war ich beurlaubt. Mir war angeraten worden, mich zu erholen. Aber wie sollte ich mich erholen, wenn ich jeden Tag mit den gleichen entsetzlichen Bildern aufwachte, mit denen ich mich am Abend zuvor ins Bett gelegt hatte?

Als ich mich vor zwei Jahren für die Stelle des Kriminaloffiziers in Strombeek beworben hatte, waren die Resultate meines Einstellungstests gut gewesen. Aber die Stelle wurde aus Spargründen kurzerhand wieder

gestrichen. Die Jury empfahl mir stattdessen den Posten als leitender Ermittler im Drogendezernat.

»So sind Sie breit aufgestellt, das wird Ihre Karriere pushen.«

Die Wahrheit ist: Dieser Job hat mein Privatleben zerstört und mich als psychisches Wrack zurückgelassen. Der Tod von Tim war nur der Höhepunkt einer Zeit, die ich am liebsten aus meinem Gedächtnis streichen würde.

Alles begann vor etwa drei Monaten – zu der Zeit sah es noch ganz gut für uns aus in der Sache mit der algerischen Familie. Elise rief mich an und teilte mir mit, dass sie sich vorübergehend von mir trennen wolle. Ich fiel aus allen Wolken und vermutete, dass ein anderer im Spiel war. Aber meine Frau stritt das ab. Vielmehr hätten wir uns auseinandergeliebt. Sie brauche Zeit zum Nachdenken. Ich versuchte sie umzustimmen und argumentierte, dass der Job nicht ewig dauern würde. Aber es war nichts zu machen. Sie bestand auf eine Pause. Und die grausame Folge der Trennung war, dass ich meine Tochter Liv nicht mehr sehen durfte, wann ich wollte.

Als ich zuletzt mit ihr telefonierte, schluchzte sie, sie wüsste gar nicht mehr, wie ich aussehe. Nach einigen Minuten schaffte ich es, sie zu beruhigen. Ich versprach ihr hoch und heilig, dass wir demnächst wieder mehr Zeit miteinander verbringen würden. Auch wenn mir klar war, dass ich dazu nicht den Job weitermachen konnte, für den ich derzeit angestellt war. Ich war entschlossen, etwas zu ändern. Ich wusste nur noch nicht, wie.

Ein guter Ehemann wollte ich sein. Und noch mehr ein guter Vater. In den letzten zwei Jahren war ich weder das eine noch das andere gewesen. Das wollte ich jetzt nachholen. Wenn es nicht schon zu spät war.

Als mein Handy klingelte, hoffte ich, es wäre Liv oder Elise, die mir mitteilen wollten, dass sie mich so sehr vermissten wie ich sie. Doch auf dem Display erschien nur »Unbekannte Nummer«. Als ich abhob, vibrierte der Innenraum des Wagens, so laut und basshaltig war die Stimme des Mannes am anderen Ende der Leitung.

»Guten Morgen, Herr Donker, hier ist Harald Karls. Ich bin Oberkommissar der Gemeinde Raaffburg. Darf ich kurz stören?« Der Ton in seiner Stimme wurde zum Satzende hin immer schwächer, die letzten Worte waren fast nicht zu hören.

»Raaffburg? Das ist –«, begann ich, bevor Karls mich unterbrach.

»Raaffburg ist eine kleine Stadt im deutschsprachigen Teil unseres Landes. Genauer gesagt im Osten, nah an der Grenze zu Deutschland«, sagte er bestimmt.

Zum Glück hatte er mich unterbrochen, denn ich hätte es in Flandern angesiedelt. Mir war zwar klar, dass in Belgien neben Französisch und Niederländisch auch Deutsch gesprochen wurde, aber ehrlich gesagt wusste ich nicht, wo genau.

»Sagt Ihnen der Name Felix Riegen etwas?«

Der Mann kam direkt zum Punkt. Genau mein Fall.

Den Namen hatte ich schon mal gehört, da war ich mir sicher, konnte jedoch nicht einordnen, in welchem Kontext.

»Was ist mit ihm?«, fragte ich, während ich die Klimaanlage etwas runterdrehte.

»Felix Riegen ist seit fünfzehn Jahren verschwunden. Es gibt nun eine neue Spur. Wir hoffen, sie bringt Gewissheit.«

Einen Rhetorik-Wettstreit würde Karls heute nicht gewinnen. Er hielt sich bedeckt, immer nur eine Information nach der anderen. Ich wusste, wie mühsam eine Spurensuche sein konnte. Erst recht fünfzehn Jahre nach dem Verschwinden einer Person. Die Chancen auf Erfolg waren alles andere als rosig.

»Und was habe ich damit zu tun? Ich arbeite in Brüssel, das wissen Sie, nehme ich an?«

»Ja, das ist mir bekannt. Smets hat bereits sein Einverständnis gegeben. Er denkt, ein Tapetenwechsel könnte Ihnen guttun nach der Sache mit den Algeriern.«

Ron Smets war mein Chef. Mir fiel es schwer zu glauben, dass er das gesagt hatte, ohne mich vorher darüber in Kenntnis zu setzen. Eigentlich schätzten wir uns gegenseitig. Aber vielleicht hatte er bemerkt, wie sehr ich auf dem Zahnfleisch ging. Beruflich wie privat.

Ich blieb stumm.

»Wie ich hörte, sprechen Sie perfekt Deutsch«, legte Karls nach.

Was hat Ron denn alles über mich erzählt?

Zwar lebte ich seit meiner Kindheit in Brüssel, meine Mutter jedoch war Deutsche. Und als Deutschlehrerin hatte sie großen Wert darauf gelegt, dass ihre Kinder ihre Sprache fehlerfrei beherrschten.

»Sie sind offensichtlich gut informiert«, sagte ich in einem wenig begeisterten Ton.

»Worauf ich hinauswill, Herr Donker«, Karls räusperte sich, »ich sitze fest in Island. Komme hier auch die nächsten Tage nicht weg.«

Ich hatte im Radio von dem Vulkanausbruch in Island gehört. Dort würde in nächster Zeit sicher kein Flugzeug starten.

»Ich brauche in Raaffburg einen guten deutschsprachigen Mann, der sich durchzusetzen weiß. Hätten Sie Interesse, den Fall zu übernehmen?«

Das Angebot überraschte mich. Durch die Karrierebrille gesehen, wäre der Gang von Brüssel nach Raaffburg sicherlich ein Abstieg. Da brauchte ich mir nichts vorzumachen. Ich würde das föderale Programm der Staatspolizei verlassen, um zwischen Kühen und Schafen einem vermissten Jungen nachzuspüren, der wahrscheinlich nicht mehr aufzufinden war. Bestenfalls seine sterblichen Überreste. Andererseits würde mir ein Ortswechsel tatsächlich guttun. In den letzten Wochen war einiges auf mich eingepresselt und bei Weitem noch nicht verarbeitet. Die Ruhe auf dem Land wäre vielleicht genau das Richtige.

Allerdings wäre ich dann anderthalb Stunden Autofahrt von Liv entfernt.

Das bist du auch, wenn du zwölf Stunden am Tag arbeitest.

Liv könnte mich ja besuchen. Und Elise würde mich vielleicht vermissen, wenn wir geografisch weiter getrennt wären.

Vermutlich spürte Karls mein Zögern.

»Nach Ihrer kleinen Auszeit wäre es vielleicht genau die Aufgabe, die Sie sich wünschen«, sprach er weiter, als läge mein Lebenslauf ausgebreitet vor ihm.

Nach den erfolglosen Aktionen im Drogenmilieu sehnte ich mich tatsächlich nach klassischen Kriminalfällen, die von Morden und Entführungen handelten – so verstörend sich das auch anhören mochte.

»Sie sprachen von einer Spur. Was für eine Spur ist das?«, fragte ich, um mir ein Bild von dem Fall machen zu können.

»In der Schule, die Felix Riegen damals besucht hat, wurde sein Schülerkalender gefunden. Am Tag seines Verschwindens ist ein Eintrag vermerkt, der zu einer Person im Umfeld passen könnte.«

»Wurde die Person bereits vernommen?«, fragte ich, um zu erkunden, wie ernst die Situation war. Außerdem erhoffte ich mir, dass Karls mit weiteren Details rausrückte.

»Das ist nicht so einfach. Sie werden vor Ort alle Informationen –«, sagte er, bevor plötzlich die Verbindung abbrach. Nur noch bruchstückhaft hörte ich seine Stimme, verstehen konnte ich lediglich das letzte Wort: »Köpfchensammler«.

Karls' Stimme klang trocken.

Der Köpfchensammler, wiederholte ich leise. Ich erinnerte mich, den Fall erst kürzlich in einer Doku über Serienkiller gesehen zu haben. »Der Serienmörder auf dem Land« oder so ähnlich lautete der Untertitel. Die Sache war vielleicht doch größer, als ich zunächst angenommen hatte.

»Es ist vor allem wichtig, die Presse vor Ort ruhig zu halten.« Auf einmal war Karls' Stimme wieder zu hören.

»Ich würde gern vorher mit meiner Frau sprechen. Bis wann brauchen Sie Bescheid?«

Vielleicht könnte der Fall mich auf die Schiene bringen, von der ich träumte. Bevor ich zusagte, wollte ich aber mit Elise und Liv Rücksprache halten – auch wenn nur eine der beiden Sehnsucht nach mir verspürte. Außerdem hatte ich ein Wörtchen mit Smets zu reden.

»Am besten heute. Sie brauchen auch nicht mehr nach Brüssel ins Büro. Ist schon alles mit Smets abgeklärt«, antwortete Karls trocken.

»Okay«, entgegnete ich verblüfft. Offensichtlich wurde die Sache über meinen Kopf hinweg entschieden. »Ich rufe Sie in einer Stunde zurück.«

Bis dahin sollte ich den Weg zu Elise und Liv geschafft und mit ihnen gesprochen haben. Ich hoffte nur, dass sie noch nicht ihren Ausflug in den Tierpark angetreten hatten.

»Gut, machen Sie das. Wo wohnt Ihre Frau?«, fragte Karls, bevor die Verbindung endgültig wegbrach.

»Ich hatte dich doch gebeten, anzurufen, bevor du kommst.«

Ich freu mich auch, dich zu sehen.

Meine Freude darüber, dass ich die beiden noch erwischt hatte, war gleich wieder verflogen. Elises Stirn sah angestrengt aus. Kleine Schweißtropfen lagen auf der schön gebräunten Haut. Sie fuhr sich mit den Händen durch ihre blonden Haare.

Ich bemerkte sofort, dass ihr Ehering fehlte.

»Es tut mir leid. Ich muss mit euch sprechen. Ist Liv da?« Ich hoffte es sehr. Wenn ich sie schon enttäuschte, wollte ich es ihr auch persönlich erklären.

»Hast du getrunken?«, fragte Elise, während sie angewidert ihr Gesicht verzog.

»Ein Kollege hat seinen Abschied gefeiert«, flunkerte ich und musste dabei unweigerlich an Tim denken. Dass ich bis ein Uhr morgens bei einem Dutzend *Hoegaarden* Dart gespielt hatte, behielt ich für mich. »Also, ist sie da?«, hakte ich nach.

»Ja, ist sie. Was ist denn so dringend, dass du um neun Uhr morgens Sturm klingelst?«

Mir war nicht bewusst, dass ich so lange geklingelt hatte. »Ich habe ein Angebot bekommen. Einen klassischen Kriminalfall. Die Chance, aus dem Drogendezernat rauszukommen, verstehst du?«, sagte ich.

Ich fixierte ihre blauen Augen und wartete auf eine Reaktion.

»Du kannst sie nicht schon wieder enttäuschen, Piet!«

Sie schlug einen Ton an, als stünde ein Schuljunge vor ihr, der zum x-ten Mal denselben Fehler machte.

»Es wird nicht so zeitintensiv. Und es ist auf dem Land, in Raaffburg. Liv könnte mich in den Ferien besuchen kommen«, erklärte ich bewusst euphorisch, um meinen neuen Arbeitsort in einem guten Licht erscheinen zu lassen.

»Raaffburg? Hab ich noch nie gehört. Was willst du da?«

Das fragte ich mich durchaus auch. Wie sollte man den Wechsel von der europäischen Hauptstadt in ein Provinznest im kleinen deutschsprachigen Teil Belgiens plausibel erklären? Inzwischen hatte ich über mein Handy herausgefunden, dass das an der deutschen Grenze gelegene Raaffburg auch nicht allzu weit von den Niederlanden entfernt war und somit im sogenannten Dreiländereck lag. Ob ich dort die große Internationalität antreffen würde, die ich von Brüssel gewohnt war, bezweifelte ich jedoch. Vielleicht aber taugte die Gegend als ein »Klein-Europa«.

Ich war gerade dabei, die zurechtgelegten Argumente vorzutragen, als ich Liv erblickte. In einem Sommerkleid mit lauter bunten Blumen kam sie die Treppe heruntergehüpft. Die Freude über mein Erscheinen war ihr anzusehen. Gleichzeitig erkannte ich, dass sie sich zwang, ihre Mundwinkel nicht zu sehr zu heben. Vermutlich ahnte sie schon, was kommen würde.

»Papaaa!«, rief sie voller Begeisterung.

Wie sehr ich sie vermisst hatte! Kaum vorstellbar, dass ich ihre Liebe mit einem Stiefpapa teilen sollte.

Noch ist es nicht so weit.

»Wow, bist du chic angezogen! Geht ihr auf eine Modenschau?«, fragte ich schmunzelnd.

Sie drängelte sich an ihrer Mutter vorbei nach draußen, nahm meine Hand und drehte eine Pirouette. Von ihren blonden Locken tropften vereinzelt Wassertropfen auf den Blaustein.

»Neiinin«, entgegnete sie gedehnt und verdrehte dabei die Augen. »Ich mache einen Ausflug mit Mama. Zum Tierpark. Da gehen wir ein Eis essen.« Sie verkündete es voller Stolz, als wollte sie, dass die ganze Welt es hörte.

»Wir sind aber schon zu spät«, ging Elise dazwischen. »Und du hast dir nach dem Baden nicht die Haare getrocknet, wie ich gesagt habe. Geh ins Bad zurück und föhn dir die Haare. Ich klär hier noch was mit Papa, und dann fahren wir.«

»Aber –«

»Kein Aber!« Sie warf Liv einen strengen Blick zu. Dabei zog sie Nase und Lippen zusammen, wie immer, wenn sie etwas halb ernst, halb freundlich zu

verstehen geben wollte. Liv schmolte und verschwand wieder im Haus. Sie wusste, wann es keinen Zweck hatte, weiterzubetteln.

»Los, sag, was du zu sagen hast. Dann müssen wir los.«

Elise schaute mich an, diesmal ohne eine Miene zu verziehen. Für einen Moment glaubte ich, in ihren Augen eine Träne zu erkennen. Doch ich täuschte mich. Es tat weh, sie so zu sehen. Fordernd. Gefühllos. Kalt. Wie gern hätte ich sie in den Arm genommen und ihr gesagt, wie leid mir das alles tat und dass ich sie liebte. Dass ich sie und Liv zurückhaben wollte.

»Ich werde in Zukunft mehr Zeit haben«, sagte ich stattdessen nur.

Elise starrte auf den Boden. »Versprich nichts, was du nicht halten kannst, Piet!«

Ich streckte meine Hand nach ihrer aus. »Es wird ruhiger, das verspreche ich.«

»Lass dir mal was Neues einfallen!«

Sie ließ meine Hand ins Leere laufen und folgte Liv, die die Treppe hinauftippte.

Nachdem Liv mir in ihrem Zimmer stolz die neuesten Puppen präsentiert hatte, erzählte ich ihr von meinem Vorhaben. Sie nickte verständnisvoll. Wie eine Erwachsene.

Du hast ihr die Leichtigkeit genommen!

»Und wann bist du wieder ganz da?«, fragte sie, ohne den Blick von ihrer Puppe zu lösen.

»Bald, mein Schatz«, sagte ich.

Merkst du nicht, wie ausweichend du antwortest?

Ich legte einen Arm um sie. Sie zeigte keine Reaktion. Ich blickte auf zu dem von fliegenden rosablauen Elfen besiedelten Rahmen eines Spiegels. Dort hing ein Foto von mir und Liv, aufgenommen vor zwei Jahren auf Korsika. Es war eine Aufnahme aus glücklicheren Tagen. Wir beide waren braun gebrannt und strahlten in die Kamera, die Elise bediente. Je länger ich das Bild betrachtete, desto deutlicher fiel mir auf, wie ich mich seitdem verändert hatte. Während der Mann auf dem Bild einen gepflegten Kurzhaarschnitt trug, glatt rasiert und durchtrainiert war, wirkte derjenige,

den ich im Spiegel sah, irgendwie verlebt. Mein Bart war viel zu lang geworden. Meine Haare sahen spröde und wild aus. Und das zerknitterte graue Kurzarmhemd, das bei jeder anderen Farbe längst verblichen gewesen wäre, trug ich heute den dritten Tag in Folge.

Ich schaute definitiv zu selten in den Spiegel.

Der essenzielle Unterschied aber bestand in etwas anderem: Damals war ich glücklich gewesen. Es schien, als wären der Mann auf dem Foto und mein heutiges Ich zwei grundverschiedene Menschen. Das einzig Konstante war die vier Zentimeter lange Narbe, die meine Stirn verunstaltete.

Ich war gerade im Begriff, Liv den Kopf zu streicheln und ihr vorzuschlagen, mich in Raaffburg besuchen zu kommen, als mein Handy klingelte. Ich zückte es und sah auf das Display. Smets.

»Hallo, Ron«, meldete ich mich und sah Liv hinterher, wie sie mit hängenden Schultern aus dem Zimmer schlich.

»Piet, wie geht es dir?«, fragte er so förmlich, wie er es sonst nie tat.

»Ich sehne mich nach Landluft«, sagte ich und trat aus Livs Zimmer. Beim Telefonieren benötigte ich Platz zum Gehen, eine alte Angewohnheit.

»Du weißt es also schon.«

»Was weiß ich?«

»Dass du nach Raaffburg gehen sollst?« Er klang, als wäre ich derjenige, der etwas erklären müsste.

»Ja, weil du es möchtest.« Ich konnte meine Verärgerung nicht verbergen.

»Ich würde dich am liebsten hierbehalten, das weißt du.«

»Das habe ich anders verstanden.«

»Die Entscheidung wurde oben gefällt. Ich hatte keine Wahl«, sagte er und klang wie ein geprügelter Hund.

Ich hatte mir schon gedacht, dass Tims Schwiegervater, der Polizeidirektor, dahintersteckte. In dessen Augen trug ich die Schuld daran, dass seine Tochter sich mit dreißig Jahren bereits Witwe nennen musste und seine Enkelkinder ohne Vater aufwachsen würden.

»Tim ist trotz meiner Aufforderung zum Rückzug weitergelaufen«, wiederholte ich, was ich vor der Jury bereits hundertmal gesagt hatte. »Das könnt ihr doch nicht einfach ignorieren!«

»Ich weiß, Piet. Aber das interessiert da oben niemanden. Es ist jetzt so. Akzeptier es einfach.«

Ein toller Ratschlag. Das könnte zu deinem neuen Lebensmotto werden: einfach alles akzeptieren.

»In Raaffburg wartet ein toller Fall auf dich«, sagte Ron, der noch nie ein Talent dafür gehabt hatte, Menschen zu motivieren.

»Meinst du das im Ernst?«

Ron atmete laut und angestrengt in den Hörer, brachte aber keine überzeugende Erklärung zustande. Für ihn war alles gesagt, das hatte ich verstanden. Und wenn ich ehrlich zu mir selbst war, hatte ich mich bereits vor dem Gespräch mit Ron für Raaffburg entschieden. Einzig die Art, wie man mich behandelte, ging mir gegen den Strich.

»Da wäre noch eine Sache.«

Überrascht dich Ron doch noch und sagt, dass das alles nur ein blöder Witz ist?

»Dein Auto ... es gehört der föderalen Polizei.«

»Mein Auto? Ich habe mir den Arsch aufgerissen im Kampf gegen diese Wüstenfüchse.« Ich war geschockt von der kalten Sachlichkeit, die mein Chef mir entgegenbrachte.

»Es tut mir leid, Piet.«

Du kannst mich mal!

»Du kannst den Wagen bei mir zu Hause abholen«, sagte ich und legte auf.

Mein Herzschlag beschleunigte sich, und ich begann wieder zu schwitzen. Dann realisierte ich, wo ich mich befand. Ich stand inmitten unseres Schlafzimmers. Also in Elises und meinem. Unserem ehemaligen. Ich war derart ins Gespräch versunken gewesen, dass die Gewohnheit mich hierhergetrieben hatte. Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen, während ich wieder aus dem Zimmer trat.

Doch dann stockte ich. Etwas war ungewöhnlich gewesen in dem Zimmer. Ich drückte die Tür wieder auf und ging zu meinem Nachttisch. Was ich sah, ließ mein Herz noch schneller pochen und meine Knie zittern. Die Schublade des Tischchens war geöffnet. Und darin lag eine rote Packung Kondome.

Was zum Teufel ...?

Ich spürte, wie Adrenalin in meine Adern stieg.

Und mir erzählt sie, sie braucht eine Pause.

Mein Magen zog sich zusammen, gleichzeitig wurde mein Gesicht seltsam kalt. Ich wollte mich auf die Bettkante setzen, doch bevor ich Platz nahm, hörte ich plötzlich eine männliche Stimme. Sie kam von unten.

Ist er das? Elises Neuer?

Nein, das würde sie nicht tun, nicht, wenn ich zu Besuch war.

Wahrscheinlich weiß er gar nicht, dass du hier bist. Ja, sicher weiß er nicht mal, dass es dich überhaupt gibt.

Jetzt verstand ich auch, warum ich mich anmelden sollte, bevor ich Liv besuchen kam.

Unversehens hörte ich den Fremden meinen Namen sagen.

»Herr Donker?«

Ich dachte zunächst, ich hätte mich verhört. Doch dann rief der Kerl noch einmal.

»Herr Piet Donker, hallo?«

Der Idiot weiß, wie du heißt.

Ich schlich mich vom Schlafzimmer ins Treppenhaus, taumelte leicht. Vorsichtig schaute ich hinunter. Ein junger Mann, fast noch ein Junge, blickte mir schüchtern entgegen.

»Guten Morgen«, sagte er leise.

Die Blässe in seinem Gesicht stellte einen starken Kontrast zu den nach hinten gelagerten schwarzen Haaren dar.

»Sind Sie Piet Donker?«, fragte der Schlaks mit nach vorne gebeugtem Kopf und leicht zusammengedrückten Lippen.

»Ja, wer will das wissen?«, entgegnete ich angriffslustig.

Ich hatte bereits einen Schritt auf die Treppe gesetzt und die Fäuste geballt.

»Théo Bender. Ich bin Ihr neuer Kollege. Sind Sie bereit?«

Elises Zorn über meinen unangemeldeten Besuch spiegelte sich nach wie vor in ihrem Gesicht. Ich glaubte zu sehen, dass ihre Mundwinkel zuckten, aber sicher war ich mir nicht. Ich versuchte, sie nicht direkt anzuschauen. Sie hatte mir geschworen, dass es keinen anderen gab, und ich hatte ihr vertraut. Wenn sie es mir gestanden hätte, wäre der Schmerz der gleiche geblieben – aber ich hätte es akzeptiert. Weil sie ehrlich zu mir gewesen wäre.

Stattdessen hatte sie mich angelogen – und damit aufs Neue betrogen.

Sie kann dir gestohlen bleiben!

Liv winkte mir nach, als ich mich in den kleinen Polizeiwagen drückte. Doch als ich saß und wieder zu ihr blickte, rollte sie ihre kleinen Fäuste in die tränenden Augen. Als hätte ich gerade verkündet, dass ich mit dem Raumschiff zum Mond fliegen würde. Hinzu kam, dass der dreitürige Renault Clio, Baujahr 2001, nicht für meine Körpergröße geeignet war. Erst recht nicht die Rückbank.

Ich kam mir vor wie ein Sträfling.

Nach einigen Kilometern hatte ich mich an den Zigarettenmief im Inneren gewöhnt. Der Junge, der mich abgeholt hatte, fuhr. Karls hatte ihn losgeschickt, ohne meine Zusage abzuwarten. Da ich den Kommissar wegen der isländischen Vulkanwolke nicht mehr auf dem Handy hatte erreichen können, hatte er meine Zustimmung einfach vorausgesetzt. Mir war es recht. Nach dem Schock in Elises Schlafzimmer war Ablenkung die beste Medizin.

Die Hände des Jungen klebten am Lenkrad, sein Blick richtete sich fest auf die Straße. Die Nackenhaare waren nass.

»Wie wäre es, wenn wir die Klimaanlage einschalten?«, fragte ich.

»Geht nicht«, brummte der Beifahrer, der sich mir nicht vorgestellt hatte, als er vorhin aufgestanden war, um mich in den Wagen einsteigen zu lassen. Ich sah von hinten nur seine krausen roten Haare.

»Warum nicht?«, fragte ich.

»Ist kaputt«, seufzte der Rotschopf, während er Bender auf den Oberschenkel drückte. »Junge, das Gaspedal ist rechts«, sagte er und schaute dabei hinaus auf die vertrockneten Gemüsefelder.

Was für ein reizender Kerl.

Bender schluckte. Er schwitzte ziemlich. Sein Gesicht war frisch rasiert, die Wangen brannten allein beim Hinsehen.

Ich beugte mich nach vorne. »Was ist mit dem Schiebedach?«

Es herrschten gefühlte vierzig Grad in dem Auto. Die trockene Zigarettenluft ließ mich husten.

»Was soll damit sein?«, fragte der Beifahrer, der mein Husten ignorierte und sich mit dem Zigarettenanzünder einen weiteren Glimmstängel aktivierte.

Bender blinzelte kurz hinüber zu seinem Nachbarn. Dieser streckte ruhig seine flache Hand aus, als wollte er sagen: Alles bleibt, wie es ist. Erst jetzt sah ich die großen rotbraunen Muttermale auf seinem Arm.

»Schauen Sie mal hinter meinen Sitz. Dort müsste noch eine Flasche Wasser liegen«, sagte Bender in Richtung Windschutzscheibe, weiter beide Hände fest am Steuer.

Ich nahm zwei Schlucke von dem lauwarmen Wasser und bedankte mich bei dem Jungen. Die Sonne schien mir direkt in die Augen, und eine Rauchwolke hüllte mein Gesicht ein. Meine Lider klebten und kratzten wie kleine Klingen an meinen Augen.

»Was wissen Sie über den Fall?«, fragte ich.

»Ich darf nichts sagen. Anweisung von oben«, murrte der Rothaarige. Er kippte einen Zentimeter Asche in den überquellenden Aschenbecher. »Ich weiß nur, dass vier Mann für diesen Fall zu viele sind.«

»Wir sind zu viert?«, fragte ich mit derart hoher Stimme, dass ich mich vor mir selbst erschreckte.

»Ja, sagte ich doch gerade. Lechat, Bender, Sie und ich«, blaffte er und schielte dabei durch die Mitte zu mir nach hinten. Jetzt kannte ich den Namen des Vierten, aber seinen eigenen verschwieg der angenehme Zeitgenosse weiterhin.

»Und der Junge, der vermisst wird –«, begann ich meinen Satz, bevor ich unterbrochen wurde.

»Der Junge, der vermisst wird, ist längst über alle Berge. Er macht sich irgendwo in Afrika ein schönes Leben und hält uns alle zum Narren. Aber meine Meinung will ja keiner hören«, schnappte der Rotschopf. Dabei gestikuliert er so stark, dass sein Sitz wackelte.

»Warum Afrika?«

»Hören Sie, Herr Professor, alles Weitere erzählt Ihnen der Chefermittler Monsieur Lechat vor Ort. Ich darf nichts sagen. Anweisung von oben.«

Du wiederholst dich, Pumuckl.

Er drückte seine Zigarette aus und zog dann Schleim durch seinen Hals nach oben.

Ich blieb ruhig und lehnte mich wieder nach hinten, soweit das möglich war in dieser Konservenbüchse von einem Auto.

Man hörte ja hier und da, dass die Menschen vom Land aus einem besonders lebenswürdigen Holz geschnitzt seien. Ich befürchtete, es mit einem Ausnahmeexemplar zu tun zu haben. Ich blieb also stumm sitzen.

Die Ruhe gab mir Zeit zum Nachdenken. Ich begann mich zu fragen, was ich in diesem Wagen, der mich mitten in die Provinz beförderte, zu suchen hatte.

Du könntest jetzt bei Liv sein.

Ich grübelte, wie ich es anstellen sollte, mehr Zeit mit meiner Tochter zu verbringen. Ohne dass ich mich dabei selbst aufgab.

Zwischendurch flackerten immer wieder Bilder von Elise und einem Mann auf, dessen Gesicht sich jedes Mal änderte. Er zog sie aus ...

Hör auf damit!

Ich zwang mich, nicht mehr daran zu denken, und hielt Ausschau nach einer Ablenkung.

»Wir sind gleich da«, murmelte der blasse Schlaks.

Ein Glück.

Mein Blick wanderte nach draußen, wo unzählige Kühe, umzäunt von blühenden Hecken, auf den grünen Wiesen grasten. Insgeheim freute ich mich auf die Ruhe auf dem Land. Mit den schmalen Gehwegen und dem

romantischen Kirchturm wirkte das Städtchen beinahe wie ein Kurort. Dieses Gefühl strahlten auch die zahlreichen Fahrradgruppen aus, die den Bachläufen entlang durch die malerisch schönen Täler rollten und sich schließlich auf den Bänken im Grünen eine Pause gönnten. Sie genossen den Moment, und ich freute mich bereits, es ihnen gleichzutun.

Wir fuhren an einem Weiher vorbei, und ich bewunderte die Enten und Schwäne darauf. Das Gewässer weitete sich in eine Art Wassergraben, der eine große Burg umschloss. Es war die Burg, die der Kleinstadt ihren Namen gegeben hatte. Doch was einst repräsentativer Sitz limburgischer Landesfürsten gewesen war, präsentierte sich heute nur mehr als dachlose Ruine, die einsam und verlassen dahinbröckelte.

Inzwischen trocknete der Zigarettenqualm zunehmend meinen Mund aus. Mein Magen begann zu knurren, ich fühlte mich matt. Meinen Arm zu heben, um mich am Ohr zu kratzen, strengte mich bereits an. Ich war kurz davor, mich zu übergeben.

»Lassen Sie mich bitte da vorne raus«, sagte ich mit geschlossenen Augen.

»Hier?«, ertönte die hohe Stimme von Bender. »Sind Sie sicher? Zum Präsidium sind es noch drei Kilometer.«

Der junge Mann schaltete vom fünften in den zweiten Gang, sodass der Motor laut aufheulte.

»Ja, bitte. Ich habe heute noch keinen Sport gemacht, ich geh den Rest zu Fuß«, sagte ich, während ich gezwungen in den Rückspiegel lächelte, durch den mich Bender mit großen Augen ansah.

Keine zwei Sekunden später hielt Bender, ohne den Blinker zu setzen, ruckartig rechts neben der Schnellstraße. Ein aggressives Hupkonzert zog an uns vorbei.

»Herr Vanderhagen, Sie müssen aussteigen.«

Bender blinzelte schüchtern zu seinem Nebenmann hinüber.

Der Rotschopf hingegen schaute dem blassen Jungen überlegen in die Augen. »Muss ich das?«, fragte er und zwang Bender, den Blick abzuwenden. Dann stieg Vanderhagen, so musste er wohl heißen, doch noch aus.

Ich stolperte über den Gurt hinweg nach draußen und atmete den Staub ein, den Bender mit seiner Vollbremsung aufgewühlt hatte. Vanderhagen stieg gleich wieder ein. Ich schaffte es zu warten, bis der Clio außer Sichtweite war. Dann übergab ich mich hinter einem Werbeschild.

Zum Glück hast du nichts gefrühstückt.

Als ich fertig war, verharrte ich einige Minuten in der Hocke. Ich spürte Schweißtropfen meinen Rücken hinabrinnen und zitterte am ganzen Körper, meine Zähne klapperten. Dann blickte ich mich um.

Und las, was auf dem Schild stand.

»Willkommen in Raaffburg!«